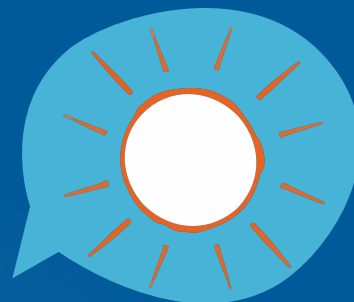
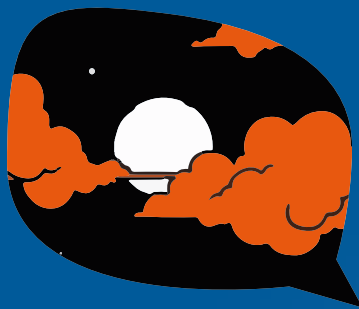


Fachlich handeln

- 13 Soziale Arbeit 2049
- 32 Ansprüche jonglieren
- 38 Unkonventionelle Familien unterstützen
- 46 Mit Altersdiskriminierung umgehen





25 Jahre vorgespult: Soziale Arbeit 2049

Wie wird mein Arbeitsfeld in 25 Jahren aussehen? Die Frage haben 21 Sozialarbeiter*innen aus Wissenschaft und Praxis aufgegriffen und sich von der Zukunft inspirieren lassen. In ihren Kopfnotizen ersetzt die Utopie die Dystopie. Manche Einblicke sind sehr persönlich motiviert. Sie bieten eine Vielzahl an Gedankenspuren in eine mögliche Welt, in der Soziale Arbeit aktiv und selbstbestimmt Menschen begleitet und Prozesse gestaltet.

1. Im Jahr 2049 kann sich niemand mehr vorstellen, dass junge Menschen in der Jugendhilfe einmal darum kämpfen mussten, ihre Räume mitzugestalten, Übernachtungsbesuch einzuladen oder ihre Familien regelmäßig zu sehen. Wie kam es dazu? Und welche Methoden Sozialer Arbeit waren bei dieser Entwicklung besonders hilfreich?

Situation: Kathrin Aghamiri, achtzigjährig, wird von Studierenden in Jahr 2049 interviewt.

AGHAMIRI: Das glaubt man gar nicht, oder? Wie dick die Bretter vor 25 Jahren noch waren, die wir gemeinsam mit den jungen Menschen bohren mussten, um ihre Rechte auch verbindlich in den Alltag hineinzubekommen. Zum Glück sind sie heute tatsächlich in den meisten Jugend-WGs selbstverständlich. Aber es gab tatsächlich heiße Diskussionen darum, ob junge Menschen zum Beispiel selbst entscheiden dürfen, mit wem sie zusammenwohnen wollen und wie so ein Wohnalltag aussehen soll. *(Seufzt.)*

Ich erinnere mich natürlich nicht mehr an alles *(lacht)*, aber wenn Sie fragen, wie es dazu gekommen ist fällt mir natürlich als Erstes ein, dass die Kinderrechte im Jahr 2026 endlich ins Grundgesetz aufgenommen wurden. Davor wurde ja immer wieder darüber diskutiert, ob die Festschreibung der Kinderrechte als subjektive Rechte im

Verfassungstext nicht das sensible Verhältnis zwischen Elternrechten, staatlichem Wächteramt und Kindern als Anvertraute durcheinanderbrächte. Jetzt, wo ich so alt bin, dass ich auch mal etwas zugespitzter formulieren darf, würde ich sagen, dass war eigentlich klassische Herrschaftssicherung. Die Erwachsenen – also Eltern oder eben die Jugendhilfe – beharrten darauf, es letztlich besser zu wissen als die ‚zu jungen‘ oder ‚zuschwierigen‘ Kids.

Die Grundgesetzänderung hat dann zunächst dazu geführt, dass junge Menschen bezüglich all ihrer Angelegenheiten gehört werden mussten. Gerade ihre rechtliche Position gegenüber staatlichen Entscheidungsträgern wurde damit gestärkt. Jugendhilfeträger mussten sich zum Beispiel bei der Planung ihrer Angebote plötzlich mit den Anliegen der jungen Leute auseinandersetzen. Das war nicht mehr freiwillig oder auf das um-zu pädagogischer Partizipation gerichtet, sondern gesetzlich verbindlich. Ja, und was soll man sagen? Die jungen Menschen hatten konkrete und pragmatische Ideen, weil sie ihren eigenen Alltag ja am besten kannten. Vieles wurde sogar leichter. Es gab zum Beispiel nicht mehr so viele Auszüge und Rauswürfe aus Wohngruppen, nachdem die jungen Leute in die Verteilung der Plätze einbezogen wurden. Wer hätte das jemals gedacht? *(Lacht.)*

STUDENTIN: „Die Praxis ist ja aber auch vor die Herausforderung gestellt gewesen, die Gesetzesänderungen in die Tat umzusetzen. Was war denn Ihrer Ansicht nach hierbei entscheidend?“

AGHAMIRI: „Entscheidend ist ja ein großer Begriff. Aber das Problem, das Sie da ansprechen, ist tatsächlich zentral: Wie änderte sich eine pädagogische Praxis in den Wohngruppen, die nach wie vor viele Bedenken gegenüber der Berechtigung von jungen Menschen hatte? Haltungen – auch pädagogische – ändert man durch Erfahrungen, oder? Durch die Möglichkeit zu erleben, dass es auch anders gehen kann. Die Grundfrage mit Bezug auf die Rechte der jungen Leute war: ‚Warum eigentlich nicht? Warum haben wir nicht mehr Vertrauen in eine gute Meinungsbildung und dialogische Beziehungen?‘

Wir haben also flächendeckend damit begonnen, Beteiligungsprojekte in den Wohngruppen durchzuführen. In diesen Projekten wurden die Entscheidungsrechte der jungen Menschen im Team diskutiert und überlegt, wie man die jungen Menschen darin begleiten kann, sich eine Meinung zu bilden und substanzialle Alltagsthemen selbst- oder mitzubestimmen? Erst haben wir das auf verschiedene Projekte beschränkt, wie die Handyzeiten oder die Beteiligung im Hilfeplan. Später stand dann im Mittelpunkt, Rechte generell verbindlich im Alltag zu verankern. So kamen die ersten verfassunggebenden Versammlungen in den Wohngruppen zustande. Und damit auch die Möglichkeit, selbst zu bestimmen, wie mein Zimmer aussehen soll, mit wem ich Kontakt haben will oder wie die Bezugsbetreuung verteilt werden. Letztlich war das Ganze wie eine Schneeballreaktion. Nachdem die Fachkräfte und Träger erkannt hatten, was da eigentlich passiert, welches

demokratische Potenzial sich auftut – kam fast jede Alltagsangelegenheit auf den Mitbestimmungsprüfstand.

Der nächste Schritt war dann, Einrichtungsverfassungen in das Qualitätsmanagement aufzunehmen. (Lacht.) Langer Rede kurzer Sinn: Heute müssen sich die Erwachsenen rechtfertigen, wenn sie Alltagsrechte präventiv einschränken. Aber was ich noch zu bedenken geben möchte: Demokratische Rechte sind keine Selbstverständlichkeit. Man muss sie immer wieder neu lebendig halten. Ich hoffe, dafür werdet Ihr dann sorgen und eintreten. Danke!”



Dr. Kathrin Aghamiri (54) ist Sozialarbeiterin und Professorin für Sozialpädagogik an der FH Münster. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Soziale Arbeit und Schule, Partizipation und sozialpädagogische Nutzer*innenforschung.

gesellschaftlichen Stellung eigentlich ergibt, dann sollte es möglich sein, dass wir bestimmte rote Linien ziehen. Der staatliche Einfluss auf unsere Arbeit muss da enden, wo wir unsere eigenen Standards vernachlässigen und uns in reaktionäre Herrschaftsprojekte einbinden lassen wie in der Elendsverwaltung der Jobcenter.

Wenn Bundeskanzler Scholz davon spricht, „endlich im großen Stil“ abzuschieben, dann stelle ich mir die Frage, welche Rolle die Sozialarbeiter*innen in den Geflüchtetenunterkünften, Ausländerbehörden und Wohngruppen dann einnehmen werden. Und wenn ich mir die aktuellen gesellschaftlichen und politischen Krisen anschau, gehe ich davon aus, dass auf die Soziale Arbeit in den nächsten Jahrzehnten noch einige Herausforderungen zukommen. Durch Preis- und Mietsteigerungen, Klimakatastrophe und demografischen Wandel können sich Klassengegensätze weiter verschärfen und zum Prekariat großer Gesellschaftsgruppen führen. Wenn wir 2049 nicht wirksam und professionell arbeiten können, weil zusätzlich weiterhin gut ausgebildete Sozialarbeiter*innen fehlen, kann das die Legitimität unseres gesamten Berufsfeldes infrage stellen.

Das utopische Gegenteil ist eine starke, emanzipatorische Soziale Arbeit, die zunächst ihre eigenen Interessen gegenüber den Herrschenden vertritt. Sozialarbeiter*innen, die sich als kämpfende Arbeiter*innen mit Eigeninteressen verstehen, organisieren sich zusammen mit den Beschäftigten im Gesundheits-, Bildungs- und Erziehungssystem – kurz, mit allen, die beruflich Care-Arbeit leisten. Was sie verbindet, ist das Wissen darüber, was Nutzer*innen brauchen und wie eine bedarfsgerechte und emanzipatorische Versorgung aussieht. Die „helfenden Berufe“ haben ihre seltsame emotionale Hemmung abgelegt, zu streiken und Forderungen zu stellen. Sie wissen: Wir lassen unsere Klient*innen nicht „im Stich“, weil wir an diesen Tagen nicht für sie verfügbar sind, sondern sorgen dafür, dass unser Wirken Bestand hat.

Klient*innen sind selbstverständlich Teil dieser sozialen Bewegung. Die erfolgreichsten Streiks der letzten Jahre waren gerade deshalb erfolgreich, weil sie die Community

und das Umfeld der Beschäftigten mit in Kämpfe einbezog. 2023 erreichten zum Beispiel 35.000 Lehrer*innen in Los Angeles mit einem dreitägigen Streik eine Lohn-erhöhung um bis zu 30 Prozent. Ihre Gewerkschaft hatte zuvor jede Schule besucht und Schüler*innen und Lehrer*innen gefragt, welche Themen ihnen wichtig seien. Bei öffentlichen Gemeindeforen beantworteten Eltern und lokale Organisationen die Frage: „Was soll im neuen Vertrag unserer Lehrer*innen stehen?“ Unter den Streikenden waren auch das Hausmeisterpersonal, Busfahrer*innen und Mensa-Mitarbeiter*innen. So entstanden aus den Stimmen der Gemeinschaft inhaltliche Forderungen für das öffentliche Bildungssystem wie ausreichend Zeit, um Rassismus bekämpfen zu können, Geld für neues Schulmaterial oder Grünflächen. Ähnliches gilt für die wilden Streiks der Gorillas-Fahrer*innen und zahlreiche Krankenhausstreiks.

Deshalb bin ich auch nicht der Meinung, dass symbolische Mitbestimmung in politischen Gremien erstrebenswert ist. Man ist dadurch in parlamentarische Prozesse eingebunden, die ihre eigene Logik haben. Was bringt es, im Jugendhilfeausschuss zu sitzen, wenn man nicht verhindern kann, dass überall Gelder aus angeblichen „Sachzwängen“ gestrichen werden – während hundert Milliarden für das Militär natürlich nicht im Jugendhilfeausschuss entschieden werden? Wir brauchen vielmehr eine ehrliche Diskussion und Richtungsentscheidungen unserer Profession: Wenn Staat und Gesellschaft immer weiter nach rechts rücken und immer größere Teile des Sozialstaats für Kapitalinteressen freigegeben werden sollen – wann müssen wir die Partnerschaft mit dem Staat aufkündigen und unabhängige Strukturen aufbauen, um weiter parteiisch

2. Kann Soziale Arbeit in 25 Jahren ihre kritische Unabhängigkeit gegenüber staatlichen Institutionen besser oder schlechter wahren als heute?

CLEMENS DUNSCHEN: Kritische Unabhängigkeit bedeutet für mich, dass soziale Organisationen selbst bestimmen, wofür sie Geld ausgeben und wie sie Leistungen inhaltlich konzipieren. Natürlich ist Soziale Arbeit von staatlicher Finanzierung abhängig. Es ist unrealistisch, dass wir in 25 Jahren ohne diese Gelder arbeiten könnten. Aber wenn soziale Träger vereint und mit hohem Selbstbewusstsein die Verhandlungsposition einnehmen, die sich aus ihrer



auf der Seite der Nutzer*innen von Sozialer Arbeit zu stehen?



Clemens Dunschen (29) ist Sozialarbeiter in der Kinder- und Jugendhilfe und hat in seiner Masterarbeit an der ASH Berlin untersucht, wann Sozialarbeiter*innen Gesetze brechen, um die Rechte ihrer Klient*innen zu wahren. Ein Beitrag dazu erscheint in der nächsten FORUM-sozial-Ausgabe.

BERTHOLD DIETZ: Auf diese Frage gibt es eine dystopische und eine optimistische Antwort. Die dystopische würde davon ausgehen, dass im Jahre 2049 keine funktionalen sozialstaatlichen Systeme mehr existieren und Soziale Arbeit zu einer Luxus-Dienstleistung geworden ist („Lebensbewältigung“), die nur Wohlhabenden wirklich zur Verfügung steht, weil sie teuer eingekauft werden muss. Eine professionelle Dienstleistung dieser Art würde sich einer Vermarktungsstrategie unterwerfen, die als Marke und Qualitätssiegel für eine anspruchsvolle Konsument*innenschaft gilt – analog zum Aufwertungsboom in der Psychotherapeut*innen-Szene in den 2000er-Jahren. Dienstleistungen an den Markt zu bringen, wird 2049 nicht mehr funktionieren ohne ein Netzwerk von (vermittelnd weiterempfehlenden) Kund*innen. Möglicherweise werden in Form konzernmäßiger Franchise-Strukturen (nach dem Vorbild von global operierenden Ketten wie McDonalds oder Starbucks) Dienstleistungen nur noch zu erbringen sein, wenn ein Anbieter eine gewisse Größe hat und/ oder auf eine gewisse Struktur zurückgreifen kann. Allen voran haben dies die Wohlfahrtsverbände für sich umgesetzt. Diakonie und Caritas haben sich säkularisiert und von

den finanziell und in ihrer gesellschaftlichen Verankerung marginalisierten Kirchen getrennt. Global operierende Sozialarbeitskonzerne dieser Art werden immer notwendiger, da die Klimakatastrophe Migrationsbewegungen in Gang gesetzt haben wird, die die Kooperation zwischen Herkunfts- und Zielregionen unabdingbar macht. Da es keine organisierenden Strukturen nationalstaatlicher Prägung mehr geben wird, setzen sich die berufsethischen Standards und Integritäten durch, die aufgrund ihrer Größe und Präsenz vermarktungsstrategisch am besten performen.

Auch in einer optimistischen Variante werden Sozialarbeiter*innen zu Dienstleistenden, als Selbstständige und Freiberufler*innen, die aber in Gestalt einer berufsständischen Körperschaft des öffentlichen Rechts mehr den heute klassischen Kammerberufen wie Anwalt*in oder Architekt*in ähneln mit eigenem Kodex, eigenen Qualifizierungs- und Weiterbildungsregeln (Berufszulassung) und eigenen Versorgungsstrukturen. Die dominierende Form der beruflichen Selbstständigkeit wird zudem dafür Sorge tragen, dass Netzwerkarbeit und strategische Partnerschaften etwa mit industriellen und anderen Arbeitgebern den Staat in der Auftragsbeschaffung abgelöst haben werden. Soziale Arbeit nicht in eigenen, sondern anderen Strukturen und Settings anzubieten, wird normal, so normal, wie es heute normal ist, eine Steuerberatung zu engagieren, die ortsflexibel und ohne eine tiefere Bindung an den Auftraggebenden funktioniert und auch wieder ausgetauscht werden kann. Nicht der Staat bringt qua Leistungs- und Anspruchsrecht Sozialarbeiter*in und Klient*in zusammen, sondern der/ die/ div Klient*in sucht sich die Soziale Arbeit, die er/ sie/ div situativ braucht, für geeignet hält und sich leisten kann. Vor diesem Hintergrund werden sich berufliche Standards und professionelle Eigenschaften einerseits sehr von innen heraus bündeln und autonom darstellen lassen, sich aber andererseits auch an den Tätigkeitserfolgen und vermarktbareren Leistungen messen lassen.



Prof. Dr. Berthold Dietz (56) ist Professor für Soziologie an der Evangelischen Hochschule Freiburg.

3. Was lockt Sozialarbeiter*innen 2049 in periphere Räume?

ALEXANDRA ENGEL: 2049 sind Sozialarbeiter*innen in der Regionalentwicklung peripherisierter Räume diejenigen, die die Fragen stellen und damit „führen“. Das ist zum Beispiel dort auf dem Land relevant, wo mangelnde Infrastruktur zu ungleichen Lebensverhältnissen führt. Wir machen die systemischen Zusammenhänge deutlich und werden wegen unserer hohen analytischen Kompetenz geschätzt. In kreativen Zukunftswerkshops schieben wir Prozesse an, die Menschen dabei unterstützen, die Veränderungen ihres Alltags und unserer Welt durch soziales, wirtschaftliches und politisches angstfreies Agieren anzupacken. Jugendliche sind selbstverständlich eingebunden, benachteiligte Zielgruppen haben eine deutliche Stimme. Politiker*innen setzen auf genau diese Expertise, weil sie verstanden haben, dass partizipative Prozesse ihr Schlüssel zum Erfolg sind, ihnen aber auch die richtigen sozialpolitischen Argumentationshilfen geben.

Gemeinsam mit Expert*innen für technische Lösungen haben wir open source digitale Plattformen entwickelt. Diese fördern Beteiligung und Diskussion, identifizieren räumliche, wirtschaftliche und soziale Probleme, liefern Infos und Daten über lokale Ressourcen und Angebote, Finanzierungsmöglichkeiten zur Umsetzung guter Ideen und unterstützen die Netzwerkbildung. Die Plattformen sind intuitiv, mit KI-gestützter Sprachübersetzung und so barrierefrei wie

möglich. Auf Grundlage dieser validen Daten und Kommunikationschancen verbessern wir die Chancen, dass – egal wo wir leben – alle Menschen ihre Rechte einfordern, umsetzen und ihre Vorstellung gelingenden Alltags leben können. So wie es im Grundgesetz steht. Das ist diskursiv und anstrengend, macht aber auch ziemlich Spaß, weil die Erfolge Teamwork sind!



Prof. Dr. in Alexandra Engel ist Professorin für Soziale Arbeit und Direktorin des Zukunftszentrums Holzminden-Höxter an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften und Kunst (HAWK).

E-Mail: alexandra.engel@hawk.de

4. Welches Wort, das heute noch nicht existiert, ist 2049 im Sprachgebrauch?

GLORIA SCHMID: Sprache ist in Bewegung. Manchmal wird sie plötzlich hochschwellig, weil sich in Fachdebatten Paradigmen verschieben und es der Wissenschaft wichtig erscheint, Begriffe sehr präzise zu differenzieren. Sprache kann aber auch inkludieren, also dafür sorgen, dass alle Menschen sie verstehen und sich darin wiederfinden. So werden attributive Adjektive wie „mit hohem Körpergewicht“ oder „mit Behinderung“ heute schon recht selbstverständlich verwendet, um Menschen näher zu beschreiben, während wir stigmatisierende Substantive wie „Behinderte*r“ oder „Dicke*r“ meiden. Worte wie Einelternfamilien, Schwarze Deutsche oder People of Colour sind aber für viele Menschen (noch) ungewohnt.

Mein positiver Ausblick ist, dass sich Sprache weiter in eine inklusive Richtung verändert: In 25 Jahren wird anders mit und über Menschen gesprochen als heute. Soziale Arbeit spielt dabei als Vorreiterin weiter

eine wichtige Rolle. Das ergibt sich logisch daraus, dass unsere Disziplin nur im Austausch mit Menschen funktioniert. Im Unterschied zur Soziologie oder Philosophie kann Soziale Arbeit nicht auf einer rein theoretischen Ebene stattfinden. Sie braucht die Praxis und die Rückkopplung an diejenigen, die Mehrfachdiskriminierungen erleben oder in vulnerablen oder prekären Lebenslagen sind. Das ist eine sehr breite Zielgruppe, die wir verstehen müssen und die uns verstehen muss. Soziale Arbeit hat deshalb die Aufgabe, einerseits Umdenken anzustoßen, wenn Worte Identitäten ausblenden, was neue Komplexität erzeugt – und umgekehrt die neue Komplexität immer wieder in eine „einfachere“ Sprache rückzuspiegeln. Wir lernen daraus selbst eine Menge: erstens, dass es gar nicht so leicht ist, Dinge einfach zu sagen, und wir das üben müssen. Und zweitens, dass das schon reichen kann, um in Kontakt zu kommen und Realitäten zu verändern.

Ich wünsche mir, dass es 2049 neue Worte gibt, die ausdrücken, dass es eine große Stärke ist, wenn Menschen zusammenkommen und gemeinsam in die richtige Richtung gehen. Worüber Sozialarbeiter*innen in 25 Jahren nachdenken und sprechen, hängt aber auch davon ab, wer dann an Hochschulen unterrichtet. Sind geflüchtete Menschen darunter? Sinti*zze und Rom*nja? Schwarze deutsche Frauen? Professor*innen, die eine Behinderung oder Lernschwäche haben? Damit Lehrende das Bild der Gesellschaft widerspiegeln, sollten gute Abi-Noten nicht die einzige Zugangsvoraussetzung fürs Studium sein. Auch Erfahrungswissen müsste zählen. So kämen Ausgrenzungserfahrungen schneller in fachliche und öffentliche Diskurse, nicht nur über Aktivismus und Betroffenenbeiräte.



© Stadt Frankfurt am Main, Foto Inga Seigelmann

Gloria Schmid (38) ist Sozialpädagogin und Soziologin und arbeitet als Referentin zur Umsetzung der Istanbul-Konvention bei der Stadt Frankfurt am Main.



5. Woran ist Soziale Arbeit 2049 beteiligt?

CHRISTIAN MÜLLER: Soziale Arbeit ist von ihrem Profil und ihrer Expertise her eigentlich eine Profession, die sich in allen relevanten Bereichen und Funktionen der Gesellschaft wiederfinden sollte. Heute ist das noch nicht der Fall, denn das Arbeits- und Aufgabenspektrum ist größtenteils auf die „klassischen“ Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit und Wohlfahrt beschränkt. Mit dem utopischen Blick auf das Jahr 2049 ändert sich das grundlegend.

Deutschland 2049: Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sind nicht mehr nur bei Wohlfahrtsverbänden und sozialen Einrichtungen angestellt. Sie sitzen vielmehr als fachliche Expert*innen in öffentlichen Gremien der Stadtentwicklung, arbeiten in Ministerien an Gesetzesentwürfen als fester Teil der Stäbe mit und werden bei Regulierungen zu KI und Social Media als soziale Expertise eingeladen und gehört.

Unternehmen wie Meta, Google und LinkedIn haben sich freiwillig verpflichtet, Fachkräfte der Sozialen Arbeit in die Entwicklung ihrer Moderationstools und -regeln – mit Kompetenz und Vetorechten – einzubeziehen, um ihrer gesellschaftlichen Verantwortung gerecht zu werden.

KI-Unternehmen wie OpenAI, Anthropic oder Aleph Alpha arbeiten mit fachlichen Beiräten, die mit Durchgriffsrechten und Kompetenzen ausgestattet sind und Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter als dauerhafte und feste Mitglieder beinhalten.

KI-Werkzeuge sind 2049 längst im Alltag der Sozialen Arbeit angekommen. KI-basierte Chatbots unterstützen bei Erstanfragen in der Online-Beratung, KI-Assistent*innen helfen bei der Erstellung von Dokumentationen und Abschlussberichten, deren erste Version diktiert oder spontan formuliert werden kann.

Der große Unterschied zur Gegenwart: Fachkräfte der Sozialen Arbeit und soziale Organisationen sind direkt an der Entwicklung der Richtlinien und der Qualitätssicherung der verwendeten KI-Modelle beteiligt. Open-Source-KI-Modelle werden in Kooperation

mit der Wohlfahrt entwickelt. Neue Werkzeuge und Modelle werden von qualifizierten Expert*innen der Sozialen Arbeit auf ihre sozialen Auswirkungen, Bias, Risiken und Inklusionschancen hin untersucht, bewertet und bei Bedarf nachgebessert.

In der Online-Beratung ergänzen Virtual-Reality-Angebote die reine Chat-, Audio- und Videoberatung. Da VR-Headsets noch immer teuer und nicht flächendeckend verbreitet sind, gibt es seit Mitte der 2030er-Jahre Beratungszentren, in denen Rat- und Hilfesuchende anonym Beratungssessions buchen und in speziell ausgestatteten VR-Räumen – mit einem anonymen virtuellen Avatar – in Anspruch nehmen können. Das Konzept der integrierten Sozialberatung ist inzwischen Standard. Daher können in solchen Beratungssessions Fachkräfte verschiedenster Arbeitsbereiche aus dem ganzen Bundesgebiet bedarfsbezogen eingebunden werden. Die verwendete VR-Technik basiert, wie im KI-Bereich, auf Open-Source-Lösungen, die auf Datenschutz und inklusive Nutzbarkeit hin optimiert und gemeinsam mit Wohlfahrt und Sozialer Arbeit entwickelt werden. Trotz aller digitalen Fortschritte gibt es nach wie vor analoge Präsenzangebote, da nicht alle Menschen sensible Themen im digitalen Raum besprechen wollen oder mit den dafür nötigen Technologien umgehen können.

Soziale Arbeit ist 2049 eine Querschnittsprofession, die in allen relevanten Gremien und Bereichen der Gesellschaft vertreten ist. So, wie es sein sollte.



Christian Müller (39) ist studierter Sozialpädagoge und selbstständig als Kommunikationsberater für soziale Organisationen und Bildungsträger.



Big Dreams, 2019 © Erdil Yasaroglu

Soziale Arbeit – wo soll das alles enden?

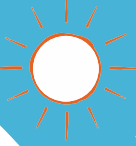
„Soziale Arbeit in 25 Jahren, das kann ich mir nur vorstellen, wenn wir Sozialarbeitende eine Utopie einer besseren Gesellschaft haben. Gerade jetzt, da viele Vorstellungen von unserer Zukunft eher negativ sind – angesichts von Kriegen, Katastrophen und Ausbeutung in der Welt.“

„Ich glaube nicht an einen Fortschritt, der von alleine kommt. Wenn wir eine bessere Gesellschaft wollen, dann müssen wir unsere Ideen diskutieren und aushandeln. Wir werden nicht das *Paradies auf Erden* haben, sondern allenfalls Utopien, an denen wir uns Schritt für Schritt orientieren. Zudem müssen wir immer kritisch mit uns selber sein. Denn alles Gute kann auch in das Gegenteil umschlagen.“

Seit jeher stabilisiert Soziale Arbeit einerseits die gesellschaftlichen Verhältnisse – leider auch „die falschen“. Andererseits versucht Soziale Arbeit eben diese Verhältnisse, da wo sie Unterdrückung, Ausbeutung, Unrecht usw. hervorbringen, zu verändern – meist reformerisch, weniger „revolutionär“.

Zur Veränderung braucht es Bewusstheit wie Kritik. Und es braucht Orientierung. Deshalb ist Soziale Arbeit auch mit Ideen einer besseren Gesellschaft verbunden – manchmal mehr, manchmal weniger sichtbar. Diese Ideen gilt es für das 21. Jahrhundert „neu“ zu entdecken und weiter zu denken. Und über die „falschen“ gesellschaftlichen Verhältnisse darf Soziale Arbeit nicht die Hoffnung verlieren. Veränderung beginnt bei uns, im Kleinen, vor Ort!





„Mit aller Vorsicht denke ich, dass Soziale Arbeit an radikaler Diversität, an sozialer Gerechtigkeit und an der Realisierung der Menschenrechte mitwirken sollte. Alle Lebensformen sollten in ihrer Verschiedenheit anerkannt werden. Und alle sollten Chancen und Ressourcen haben, ihre Lebensentwürfe zu realisieren. Und wir brauchen etwas, was uns miteinander verbindet: Mit den Menschenrechten können wir uns empoweren im Kampf um eine gerechtere und auch ökologische Welt.“



Dr. Carsten Müller (55) ist Professor für Soziale Arbeit an der Hochschule Emden/Leer. Er lebt in Ostfriesland und Köln. Mehr unter: www.dr-carsten-mueller.de

„Manchmal denke ich, dass wir uns jeden Tag immer neu entscheiden müssen, auf welcher Seite wir stehen. Es ist wichtig, dass gerade wir als Sozialarbeitende für diejenigen entscheiden, die benachteiligt, ausgegrenzt, diskriminiert und ausgebeutet werden. Und es ist wichtig, die Herrschaftsstrukturen dahinter – sowie unsere eigene Rolle darin – zu verstehen. Wie heißt es in einem amerikanischen Folksong: *Come on people of privilege it is time to join the fight.*¹ Was wir in der Sozialen Arbeit brauchen, ist eine emanzipatorische Praxis – nicht für, sondern mit denjenigen, die für ein besseres Leben eintreten. Denn Taten bringen Träume hervor, nicht umgekehrt.“

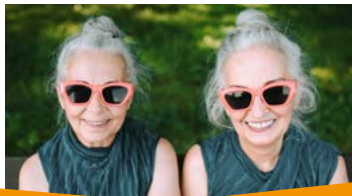


Ansgar Lorenz (44) ist Illustrator und lebt in Mannheim. Mehr unter: www.ansgarlorenz.de

¹ Ani DiFranco in „Which Side Are You On?“ (2012). Neudichtung des gleichnamigen Gewerkschaftssongs von Florence Reece (1931).

Carsten Müller kannte seit Langem die Grafiken von Ansgar Lorenz. Durch den Wilhelm Fink Verlag | Brill vermittelt, veröffentlichten sie gemeinsam die illustrierte „Geschichte der Sozialen Arbeit“. Sie realisierten seither immer wieder Projekte, u. a. eine Wanderausstellung zum Thema „Der Mensch ist keine Ware“ und ein historiografisches Erinnerungsprojekt zur Novemberrevolution. Aktuell arbeiten sie an einer Plakatserie zu Theorien Sozialer Arbeit.





6. Wie finde ich meine persönliche Utopie Sozialer Arbeit?

Spiel

IDEE FÜR DAS SPIEL „UTOPIEN-FINDER“

Wähle ein Schlagwort. Das ist deine „Spielfigur“, die dich im Spiel begleitet:

- Künstliche Intelligenz
- Peer-Beratung
- Mitbestimmung
- Wirkungsorientierung
- Nachhaltige Ressourcen
- Altersweisheit
- Geschlechtergerechte Praxis
- Kooperation mit Unternehmen und NGOs
- Globale Gesundheit
- Digital Citizenship
- Frühkindliche Bildung
- Sozialkapital

Würfle dich auf ein Feld:

- Gemeinwesenarbeit
- Sozialforschung
- Jugendamt
- Gesundheitswesen
- Armut und soziale Ungerechtigkeit
- Eigene berufliche Entwicklung
- Krisenintervention
- Schulsozialarbeit
- Politische und rechtliche Rahmenbedingungen
- Theorieentwicklung
- Ethik und Werte
- Berufspolitisches Engagement

Der Spieler links neben dir teilt dir eine Herausforderung zu:

- Ambivalenz und Nichtwissen
- Ressourcenknappheit
- Frauenberuf
- Ungleichheit und Ungerechtigkeit
- Politischer Einfluss
- Eigene Bewusstseinslücken
- Fehlende Selbstfürsorge
- Zeitdruck
- Diskriminierungssituationen bewerten
- Öffentliche Wahrnehmung
- Soziale Isolation
- Privatsphäre und Sicherheit

Der Spieler rechts neben dir teilt dir eine Chance zu:

- Forschung und Innovation
- Technologie- und Methodenentwicklung
- Politische Mitbestimmung
- Community Organizing
- Humor
- Selbstfürsorge und Work-Life-Balance
- Machtsensibilität
- Solidarität
- Multidisziplinäre Zusammenarbeit
- Transparenz
- Supervision
- Transkulturelle Kompetenz

Entwickle deine Utopie

Wie kann (Schlagwort) in (Feld) dazu beitragen, (Herausforderung) durch (Chance) zu überwinden? Präsentiere sie. Du erhältst von deinen Mitspieler*innen Punkte für Kreativität und Umsetzbarkeit.



Rebekka Sommer (41) hat Soziologie und Soziale Arbeit studiert, in Zeitungsredaktionen und Werbeagenturen gearbeitet und ist heute freiberufliche Texterin mit Schwerpunkt auf Soziale Arbeit.

7. Wie kann sich Soziale Arbeit in einer inklusiven Gesellschaft neu erfinden?

DION M. BEECK: Die Zukunft der Sozialen Arbeit bis 2049 hängt stark davon ab, wie erfolgreich andere gesellschaftliche Teilbereiche sich transformieren. Das gilt besonders in Bezug auf das Klima und die Umwelt. Der Philosoph Thomas Metzinger warnt in seinem Buch „Bewusstseinskultur“ vor übertriebenem Optimismus. Denn der führe „mittelfristig fast immer zu emotionalem Ausbrennen und einem Gefühl der Verbitterung“. Viel besser wäre es, sich dem Unausweichlichen realistisch zu stellen, persönlich und als Gesellschaft. Eine unangenehme, aber einleuchtende Erkenntnis, wenn man sich die aktuellen Daten zum Klimawandel anschaut. Grund zum Optimismus haben wir demnach wirklich nicht. Wie können wir uns also den guten und utopischen Fragen über die Zukunft der Sozialen Arbeit stellen und daraus lohnende Antworten generieren, ohne in Traumwelten abzuweichen und in der Folge zynisch zu werden oder auszubrennen?

Vielleicht hilft ein narrativer Kniff: Wir betrachten Soziale Arbeit nicht mehr als notwendige Ausgleichsleistung einer neokapitalistisch orientierten Wohlstandsgesellschaft, sondern als Auslaufmodell, das allmählich einer inklusiv denkenden und lebenden Gesellschaft weicht. Dabei denken wir alle anderen Gesellschaftsbereiche mit, die es als „Hintergrundrauschen“ braucht, um Marginalisierung, Diskriminierung und „gut gemeinte“ Integrationsbemühungen zu überwinden. Denn wenn es einer kritischen Masse von Menschen weltweit nicht gelingt, den irreversiblen Entwicklungen mit kluger Krisenintervention und evidenzbasierten schadensbegrenzenden Strategien zu begegnen, besteht ohnehin die Gefahr, dass uns die Eskalationsstufen vor sich her treiben und wir uns in immer engerer Taktung in verheerenden Konflikten, Extremismus, Hungersnöten, Pandemien und weiteren Krisen wiederfinden. In diesem Szenario

sehe ich die Soziale Arbeit in ihren aktuellen oder erstrebenswerten Strukturen in zwanzig Jahren in Flammen aufgehen, weil die Anforderungen einfach zu groß werden. Sollte sich indes dank eines unerwarteten, aber möglichen Booster-Effekts in Bildung, Politik, Wirtschaft und Konsumverhalten das Verständnis von Wachstum ändern – weg von mehr „materieller Wohlstand“ hin zu „mehr Zufriedenheit für alle“, – dann würde sich auch der öffentliche und private Blick auf die Soziale Arbeit ändern. Denn ihre Methoden, ihre Ethik und ihre solidarische Haltung wären wichtige Bestandteile dieses gesellschaftlichen Wandels. Und um diesen Wandlungsprozess zu begleiten, können Utopien sehr gut helfen.

Eine davon: In so gut wie allen kulturellen Bereichen haben sich Denk- und Herangehensweisen verlagert. Ein interdisziplinäres Miteinander ist jetzt selbstverständlich: Die Grenzen zwischen einstigen Institutionen wie Jugendämtern, Gerichten, Schulen, Ombudsstellen oder Interessensvertretungen der Careleaver*innen haben sich verflüssigt. Sie fließen in sogenannten Schutz-Rechts- und Sozialfeldern zusammen. Die Kommunikation basiert auf Mitgefühl, Vertrauen und der Fähigkeit sich in unklaren Situationen anzupassen.

Was ist geschehen? Das Streben nach Wohlstand, ressourcenfressenden technischen Lösungen, dem eigenen Glück und maximaler Weltenreichweite ist sehr viel bescheideneren Parametern gewichen. Die Menschen haben verstanden, dass soziale Arbeit stark mit jedem Lebensbereich verflochten ist. Dass deren Qualität abhängt von der Liebe zu sich selbst und zu anderen. Dass der humanistische Blick auch immer zugleich ein ökologischer sein muss. Sozialarbeiter*innen sind zudem gefragte und gut honorierte Berater*innen in der Politik. Sie begünstigen eine gerechte inklusive und diverse Gesellschaft, die trotz zahlreicher umweltbedingter Herausforderungen weiter wachsen kann. Allerdings wachsen nicht Bruttosozialprodukt und Wirtschaft. Was wächst, sind Erkenntnis, Zufriedenheit und Zuversicht.



Dion M. Beeck (57) ist Bildungsreferent, Erlebnis- und Gestaltpädagoge. Seine Schwerpunkte sind initiatori-sche Arbeit und kreatives Coaching für Jugendliche und Erwachsene.

8. Welche Rolle habe ich in 25 Jahren in der Sozialen Arbeit?

DION M. BEECK: In 25 Jahren bin ich, so ich diesen Tag noch erlebe, 80 Jahre alt. Ich werde somit aller Wahrscheinlichkeit nach gewisse soziale Leistungen benötigen, um meinen Alltag zu bewältigen. Natürlich träume auch ich davon, lange gesund und selbstständig zu bleiben. Auch im hohen Alter (inmitten der fortschreitenden Apokalypse) ein fittes und lebenswertes Leben führen zu können. Aber wir alle wissen, dass Träume nicht zwingend in Erfüllung gehen. Dies scheint ein wesentliches Merkmal von Träumen.

Realistischer sind die Zunahme von Bewegungseinschränkungen, Krankheiten, nachlassende kognitive Fähigkeiten, und vermutlich schlafe ich nach entarteten Netflix-Orgien auch nicht mehr bis 13:00 Uhr durch (was nicht nur an den tagelangen Stromausfällen jener Ära liegen wird). Mein Interesse am Fortbestand einer sich fortwährend entwickelnden Sozialen Arbeit inklusive Pflege ist somit durchaus gegeben.

Ich stelle mir vor, in dieser Zukunft noch immer auf dem Land zu leben. Weit entfernt von den dystopischen Metropolen der Zukunft. Bei Gartenarbeit und im Haushalt erhalte ich zwei- oder dreimal im Monat Unterstützung von einem provinziellen Sozialdienst. Wie alle einigermaßen funktionalen Institutionen wird diese in allererster Linie durch dezentrale und regionale

ehrenamtliche Kräfte organisiert. Vermutlich werde ich von einer Drohne besucht, aus deren Kabine ein FSJler steigt, um bei mir nach dem Rechten zu sehen.

Wir, die wir auf Unterstützung angewiesen sind, werden, wenn es gut läuft, von den wenigen freiwilligen helfenden Kräften unterstützt, so gut es geht. Denn für eine staatlich organisierte Soziale Arbeit fehlen schon seit Jahren der politische Wille, das Geld und die Infrastruktur. Der Trend geht daher wieder in Richtung Großfamilie, da die Kinder, zumindest theoretisch, zugleich Altersversorgung sind. Die Phase des einst klassischen Familienmodells ist jedoch vorüber. Es ist der unbürokratischen Adoption und diversen Gemeinschaftsmodellen gewichen. Geschlecht und binäre Kategorien sprachlich zu benennen, ist retro und passiert nur noch den Alten.

Lebenslange Singles wie ich sind auf freundschaftliche und zwischenmenschliche Netzwerke angewiesen. Und solange diese nicht zu viele Löcher bekommen, bleibt mein Leben noch ein wenig lebenswert.

HANNA GÖBEL: Im Jahr 2049, wenn ich 50 Jahre alt bin, wird sich die Rolle von Sozialarbeiter*innen wie mir in der Gesellschaft drastisch verändert haben. Soziale Arbeit wird als elementare Stütze in der Gesellschaft etabliert sein. Wir werden als Expert*innen für den Menschen anerkannt und eingesetzt. Ein zentraler Unterschied zu heute liegt in der Selbst- und Fremdwahrnehmung: Es wird vor allem darum gehen, präventiv und multidisziplinär zu arbeiten. Soziale Arbeit wird als Expertin hinzugezogen von Berufen, die ebenfalls mit Menschen arbeiten. Lehrer*innen lassen sich zum Beispiel von Sozialarbeiter*innen schulen, um erste Anzeichen von Verwahrlosung, Mobbing oder Missbrauch zu erkennen und intervenieren zu können.

Als Profession ist unsere gesellschaftliche Aufgabe, immer neue Strategien zur Früherkennung und Prävention zu entwickeln, um Menschen zu unterstützen und zu stärken, die von sozialer Ungleichheit betroffen oder gefährdet sind. Mit dieser Expertise hat sich die Soziale Arbeit in der Politik

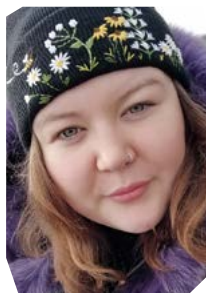
einen festen Platz verschafft. Es gibt einen breiten Konsens darüber, dass es einer der größten Hebel in der präventiven Arbeit ist, strukturell bedingte soziale Ungleichheit zu erkennen. So werden diejenigen sichtbar sein, die heute noch im Schatten der Sozialen Arbeit aufgefangen werden.

Wenn ich eine ideale Welt für die Soziale Arbeit zeichne, dann ist es eine Welt, in der es keine Frauenhäuser oder Wohngruppen extra für Jugendliche gibt, die sonst immer nur „durch das System gerutscht“ sind. Mein Job, so wie ich ihn heute mache, wäre in 25 Jahren nur noch ein Relikt aus vergangenen Tagen. Eine Erinnerung an Zeiten, in denen die Soziale Arbeit ein Netz bildete für die, die durch die gesellschaftlich anerkannten Netze durchgerutscht sind. Es wird nicht mehr das „Verschulden“ von Einzelnen sein, dass sie Soziale Arbeit in Anspruch nehmen müssen. Vielmehr ist anerkannt, dass gesellschaftliche Strukturen dieses „Durchrutschen“ bedingen.

In 25 Jahren möchte ich meinen Job als Sozialarbeiterin nicht nur ausüben, weil ich durchhalten kann und ein „guter Mensch“ bin, der anderen helfen möchte. Ich möchte meinen Job machen, weil ich finanziell für mein Können honoriert werde, weil ich studiert habe und auf Grundlage von wissenschaftlichen Erkenntnissen meinen Job ausübe. Ich möchte eine grundlegende Veränderung durch meinen Job schaffen und nicht das Gefühl haben, der Tropfen auf dem heißen Stein zu sein. Dass nicht hinter jedem Menschen, dem ich helfe, noch tausend andere stehen, denen ich aufgrund fehlender Ressourcen oder anderer Bedingungen nicht helfen kann. In 25 Jahren muss es genug Fachkräfte geben, die es möglich machen, Menschen individuell zu unterstützen und zu stärken. Es muss anerkannt sein, dass die gesellschaftlichen Strukturen eben nicht für jeden Menschen passen und auch das okay ist, weil es einen alternativen und kreativen Umgang damit gibt. Hierfür braucht es genug gut ausgebildete, gut bezahlte und in ihrem Beruf anerkannte und wertgeschätzte Sozialarbeiter*innen, die eben diese alternativen und kreativen Räume für die Menschen schaffen können, so wie es bereits heute schon häufig stattfindet.

In 25 Jahren wird mir niemand mehr die Frage stellen, was ein*e Sozialarbeiter*in eigentlich macht, worin die Schwierigkeit liegt, in einem Jugendzentrum zu arbeiten oder in der Schule als Ansprechperson für die Schüler*innen da zu sein. Jede*r weiß, dass Sozialarbeiter*innen Menschen sind, die hinschauen, wenn Wegschauen viel einfacher und sozial anerkannter wäre. Es ist klar, dass der Beruf ein hohes Maß an Kompetenz und Fachwissen erfordert und nicht nur ein Job für Frauen ist, denen Care-Arbeit „liegt“ oder die eine soziale Ader haben. Im Umkehrschluss ist es auch keine „Schande“ mehr, zur Drogenberatung, ins Frauenhaus oder zum Arbeitsamt zu gehen.

Alles in allem: Meine Rolle in der Sozialen Arbeit ist in 25 Jahren im Idealfall gar keine mehr, denn mein Job wäre nicht nötig, zumindest in der Form, in der ich ihn aktuell ausübe. Aber da dies nun wirklich eine Utopie ist und sich soziale Probleme und Ungleichheiten im Wandel der Zeit bewegen und verändern, breche ich es auf das zuvor Gesagte hinunter: In 25 Jahren werde ich anerkannt und nicht belächelt für meinen Beruf, ich werde fair bezahlt und bekomme die Kompetenzen zugeschrieben, die ich durch mein Studium, Fort- und Weiterbildungen erlangt habe. Ich werde gesellschaftlich gesehen und habe einen größeren Handlungsspielraum in meinem Beruf, sodass ich meinen Beitrag leisten kann, soziale Probleme und strukturelle Missstände zu enttabuisieren. Multidisziplinäre Zusammenarbeit mit einem Fokus auf Prävention macht einen großen Unterschied für die betroffenen Menschen und unsere Arbeit als Sozialarbeiter*innen.



Hanna Göbel (25) ist staatlich anerkannte Sozialarbeiterin und arbeitet in der intensivpädagogischen Jungenwohngruppe beim Gangway e. V. in Hamburg.

9. Wenn ich 2049 mit meinen Freunden in der Kneipen sitze, fragt keiner mehr: „Was machst du eigentlich beruflich? Ach, mit Jugendlichen Kicker spielen, oder?“ Wie kommt es, dass die Öffentlichkeit jetzt weiß, was Soziale Arbeit ist?

MARION SCHESTAKOW: Zuerst wäre es so, dass „die“ Soziale Arbeit sich nun bewusst ist, was sie ist und worin ihre Expertise liegt. Sozialarbeiter*innen konnten schon während des Studiums eine reflexive Professionalität entwickeln. Mit diesem professionellen Selbst-Bewusstsein ausgestattet treten sie in eine Praxis ein, in der sie auf erfahrene Praktiker*innen treffen, die im organisationalen Kontext reflexiv-professionell arbeiten.

Sie kennen und nutzen die organisationalen Strukturen und haben bereits im Studium ein Wissen über politische Beteiligungsmöglichkeiten erworben, zu denen auch Öffentlichkeitsarbeit gehört. Praktiker*innen der Sozialen Arbeit fühlen sich handlungssicher und wissen, was sie können. Mit dieser Handlungssicherheit treten sie selbstverständlich auch in der Öffentlichkeit auf. Sie wissen, dass Praxis und Wissenschaft als gemeinsame Profession zusammengehören. Über die Zeiten, in denen darüber gemutmaßt wurde, dass professionelle Soziale Arbeit auch durch fachfremde Menschen „nebenher“ erledigt werden könne, schmunzeln sie heute noch.

Auch die Wissenschaftler*innen der Sozialen Arbeit haben sich Kenntnisse angeeignet, um in der breiten Öffentlichkeit sowie in der Politik Anerkennung zu finden. Dass sie sich dafür Medienkompetenzen angeeignet haben, war selbstverständlich.



Marion Schestakow (39), Studentin Soziale Arbeit (BA) im 7. Semester an der Katholischen Hochschule NRW, Abteilung Aachen, derzeit neben dem Studium im Hospiz tätig.

10. Wie gestalten wir soziale Organisationen 2049?

HENDRIK EPE: New Work, agiles Arbeiten, Selbstorganisation, Purpose und noch einige Management-Moden mehr prägen die aktuelle Debatte um die Gestaltung zukunftsfähiger Organisationen. Es wird – insbesondere von Berater*innen, die mit ihren Konzepten Geld verdienen – versucht, Geschichten zu erzählen, wie die optimale Organisation aussieht. Daraus resultieren dann Organisationsmodelle, die sich als „Orbit-Organisation“ bezeichnen, es werden „Spotify-Modelle“ beworben, die Holokratie als Organisationsform vermarktet und auch vonseiten der Sozialwirtschaft neidisch auf die niederländische Pflegeorganisation Buurtzorg geschaut.

Einer der für mich ausschlaggebenden Meilensteine in dieser Entwicklung war im Jahr 2014 die Veröffentlichung des Buchs „Reinventing Organizations“ von Frederic Laloux, der beispielsweise die Frage stellt: „Könnten wir eine kraftvollere, gefühlvollere und sinnvollere Art der Zusammenarbeit erfinden, wenn wir nur unser Glaubenssystem ändern (Laloux 2014)?“

Laloux beschrieb 2014 drei wesentliche Durchbrüche (vgl. Laloux 2014, S.55 ff.) „neuer“ Organisationen: **Selbstorganisation, Ganzheitlichkeit und die Orientierung am evolutionären Zweck der Organisation.** Diese Ausführungen waren für mich mehr als Utopie: Sie passten – aus damaligen Sicht – vielmehr „wie die Faust“ auf die von mir gesehenen Herausforderungen sozialer Organisationen. Diese waren, so meine damalige

Annahme, zu hierarchisch, zu langsam, zu wenig innovativ, zu reguliert, zu starr ... Die Burnoutraten waren und sind unbestritten zu hoch. Und bei näherem Blick sind die Klient*innen zu wenig im Fokus. Um die Dynamik und Komplexität der unterschiedlichen Arbeitsfelder in einer Welt im Wandel bewältigen zu können, wären die drei Prämissen Selbstorganisation, Ganzheitlichkeit und die Orientierung am „Purpose“ der Organisation doch „der Hammer“! Entsprechend bestand meine Utopie aus sozialen Organisationen, in denen Menschen ganzheitlich und vertrauensvoll zusammenarbeiten, um darüber dem Zweck der Organisationen zu dienen, denn, so Laloux (ebd., S. 83), „when organizations are built not on implicit mechanisms of fear but on structures and practices that breed trust and responsibility, extraordinary and unexpected things start to happen“.

Inzwischen, fast zehn Jahre nach dem Erscheinen von „Reinventing Organizations“ und der Befassung mit der Frage der theoretischen und praktischen Gestaltbarkeit von Organisationen in Verbindung mit den Besonderheiten von Organisationen der sozialen Arbeit, hat sich meine Sicht zu Teilen radikal gewandelt. So zeigt sich, dass Organisationen als soziale Systeme nicht am ganzen Menschen, sondern an der Erfüllung der formulierten Erwartungen (beispielsweise in Stellenbeschreibungen) interessiert sind – im Gegensatz etwa zu Familien. Damit stehen die Mitarbeiter*innen als Menschen nicht im Mittelpunkt der Organisation – auch wenn viele Leitbilder dies suggerieren. Wenn jedoch die Spezifika sozialer Organisationen hinzukommen, zeigt sich, dass wir mit dem „Herausnehmen des Menschen aus dem Mittelpunkt“ echte Probleme haben. So dient in der Sozialen Arbeit „die Person als Werkzeug“ (vgl. zum Beispiel Spiegel 2008, S. 101 f.), wodurch eine Trennung von Person und Rolle erschwert wird. Daraus resultiert eine aufseiten der Mitarbeitenden schwer auszuhaltende Konfusion zwischen den Anforderungen der Organisation, den Bedarfen der Klientel und den individuellen Persönlichkeitsmerkmalen. Das führt – etwas verkürzt dargestellt – dazu, dass die Einhaltung der von der Organisation entschiedenen Vorgaben und verbindlichen Absprachen als unwichtiger bewertet wird als das individuelle und wenig planbare „Helfen wollen“ im Sinne der Klientel.

Für die Gestaltung von Organisationen eröffnen sich aus diesem Blick hingegen Gestaltungsmöglichkeiten. Kurz zusammengefasst lassen sich Organisationen (und auch Organisationen der Sozialen Arbeit) darüber entwickeln, dass die Ziele (Was tun wir hier eigentlich?), die Regeln und Prozesse (Was tun wir, wenn XY passiert?), die Zuständigkeiten und Hierarchien (Wer darf in welcher Position was entscheiden?) und die Besetzung von Stellen (Wer passt auf welche Stelle?) verändert werden können. Daraus resultiert, dass es nicht „die eine“ richtige Entscheidung oder „das eine“ richtige Organisationsmodell gibt, da fraglich ist, was für die jeweils sehr individuelle Organisation unter ihren je spezifischen Bedingungen *richtig* bzw. funktional ist. Die oben genannten „Management-Moden“ verkaufen aber oftmals Lösungen für in der eigenen Organisation nicht existierende Probleme.

Man kann sich gelingende Organisationsentwicklung vielmehr vorstellen wie das, was ein DJ an einem Mischpult betreibt: Der Regler „Ziele“, der Regler „Hierarchien“, der Regler „Prozesse“ oder auch der Regler „Personal“ kann bewegt bzw. verändert werden. Jede Veränderung eines Reglers hat wiederum „mehr oder minder starke Auswirkungen auf die anderen Strukturaspekte“ (Kühl 2016, S. 29) – es bleibt aber unklar, welche Auswirkungen genau. Anders formuliert: Es ist „normal“, „zu erwarten, dass die Lösungen von heute die Probleme von morgen sein werden“ (Göpel 2022, S. 33).

Aber was heißt das jetzt für meine Vorstellung „utopischer“ sozialer Organisationen? Habe ich kein zukünftiges Wunschbild sozialer Organisationen, das als Orientierung gebender „Nordstern“ dienen könnte? Doch, habe ich, aber es ist deutlich nüchterner als vielleicht erwartet: *Mein Wunschbild für das Jahr 2049 sind funktionale soziale Organisationen, deren Strukturen so gestaltet sind, dass sie wirksam dazu beitragen, soziale Entwicklungen, den sozialen Zusammenhalt und die Stärkung der Autonomie und Selbstbestimmung von Menschen zu fördern. Als Orientierung für die Gestaltung sozialer Organisationen dienen die Prinzipien sozialer Gerechtigkeit, die Menschenrechte, die gemeinsame Verantwortung und die Achtung der Vielfalt.*

Ob diese Organisationen klassisch hierarchisch strukturiert sind, agile Strukturen aufweisen, wenige oder viele Regelungen und Vorgaben von den Mitarbeiter*innen abverlangen, irgendwas mit New Work zu tun haben oder nicht, ist zweitrangig. Vielmehr bleibt heute und insbesondere in Zukunft relevant zu verstehen, was eine Organisation ist und wie „die Einstellungen des Mischpults“ verändert werden können/ sollten/ müssten, um der Utopie näherzukommen. Dazu ist es wichtig, dass es den Menschen, die für Führung und Gestaltung sozialer Organisationen Verantwortung tragen (und damit allen Mitarbeiter*innen), gelingt, Motivation, Kraft, Mut und Optimismus trotz der Herausforderungen aufrechtzuerhalten. Denn nur so ist kontinuierliche „Soziale“ Arbeit an zeitgemäßen und bedarfsgerechten sozialen Organisationen zu bewältigen.

P. S.: Meine Utopie sozialer Organisationen ist nur eine kleine Abwandlung der deutschsprachigen Definition Sozialer Arbeit, die in meinen Augen eine zeitlose Orientierung für Wissenschaft und Praxis Sozialer Arbeit liefert und ebenso wunderbar als Orientierung für Entscheidungen in sozialen Organisationen herangezogen werden kann.



Hendrik Epe (43) kommt aus der stationären Jugendhilfe, hat viele Jahre im Qualitätsmanagement gearbeitet und ist heute Organisationsberater mit Schwerpunkt auf New Social Work.

LITERATURVERZEICHNIS

Göpel, Maja (2022): *Wir können auch anders: Aufbruch in die Welt von morgen*, Berlin: Ullstein.

Kühl, Stefan (2016): *Organisationen gestalten: Eine kurze organisationstheoretisch informierte Handreichung*, Wiesbaden: Springer.

Laloux, Frederic (2014): *Reinventing Organizations. A Guide to Creating Organizations Inspired by the Next Stage of Human Consciousness*, Brüssel: Nelson Parker.

Spiegel, Hiltrud von (2008): *Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis*, München: Verlag Ernst Reinhardt.

11. Wie nutzen wir Erkenntnisse aus Krisen, um 2049 zu agieren und nicht auf Krisen reagieren zu müssen?

MARIA B. JASTRZEBSKA: Am Anfang war eine Krise ... Soziale Probleme sind ein Ausgangspunkt Sozialer Arbeit. Die Profession beschäftigt sich mit Bewältigung der menschlichen Krisen, die aus diesen Problemen resultieren. Jeder Not ist dabei Verunsicherung immanent. Wenn sie zur Suche nach Bewältigungsstrategien anregt, kann sie allerdings *produktiv* sein (vgl. Gerber 2023). Obwohl Soziale Arbeit nie alle sozialen Probleme lösen wird, ist sie imstande, die menschlichen Strukturen und Beziehungen konstruktiv zu beeinflussen sowie den sozialen Wandel anzustoßen. Nicht ohne Grund wurden die Gemeinwesenarbeit bzw. die sozialräumlichen Ansätze im Fachdiskurs unter dem Brennglas der Corona-Pandemie als ein Mittel gegen soziale Notstände vorgeschlagen. Wenn also in 25 Jahren die akuten sozialen Krisen verringert bzw. besser bewältigt werden sollten, was müsste dafür passieren?¹

Bei der Sozialraumorientierung gilt es, bereits vor dem Schaden zu wirken: (individuelle) Ressourcen, Handlungsfähigkeit und Kooperationen lokal zu fördern. Nicht die Menschenveränderung, sondern die *Gestaltung der sozialräumlichen Verhältnisse und Arrangements* steht dabei im Fokus. Die kommunalen Gelder sollten dementsprechend vermehrt auch dort fließen, wo es zu schwierigen Lebenslagen kommen könnte, statt nur erst in akuten Krisen eingesetzt zu werden. Angesagt wäre dabei, an der Makro-, Meso- und Mikroebene anzusetzen.

Die Berufsverbände könnten also die

¹ Diese Frage basiert auf der sogenannten *Wunderfrage* von Insoo Kim Berg, welche dazu auffordert, sich die Situation vorzustellen, in welcher wir unser Ziel schon erreicht haben und was dadurch anders ist bzw. was inzwischen passieren musste. Diese Technik inspiriert dazu, über die Wünsche und Ziele unbegrenzt nachzudenken, was die Kreativität auf der Lösungssuche anregt (vgl. Schmitz 2016, S. 24).

(wissenschaftlichen) Argumente auf die politische Ebene bringen. Wenn der politische Wille geweckt wäre, entstünden mehrere Organisationen Sozialer Arbeit wie z. B. Quartierzentren, welche die Menschen lokal nach ihrem Willen und ihren Zielen anregen und befähigen, die vorhandenen Ressourcen zu nutzen und neue einzufordern. Nach diesem von Hinte (2014) und Praxisbeispielen inspirierten Szenario könnte es also in 25 Jahren weniger Fälle beim Sozialdienst, weniger gewalttätige Eltern, weniger einsame ältere Menschen oder psychisch angeschlagene Jugendliche geben. Es wäre dabei allen klar, wer zu kontaktieren wäre: nicht nur in Not, sondern schon bevor keine Lösungen mehr in Sicht wären.

Der Weg ist das Ziel, aber kenne die Richtung

Die Krisen werden nicht verschwinden. „Alles Leben ist“, so Popper, „Problemlösen“ (vgl. 2015, S. 7). Die Utopien bzw. Fernziele angesichts der sozialen Probleme sind jedoch im Voraus zu denken, denn erst wenn wir wissen, wohin wir wollen, können wir den Weg bestimmen. Um auf das Unvorhersehbare flexibel zu reagieren, sind die Ressourcen, welche im kooperativen Sozialen liegen und durch Gemeinwesenarbeit aktiviert werden können, ausschlaggebend: Unsere Gattung ist gerade dank der gemeinsamen (Zukunfts-)Vorstellungen, Kommunikation und Kooperation schon so lange am Leben.



Maria B. Jastrzebska (39) fuhr mit ihrer Matura in der Hand von Nordpolen nach Krakau, um Philosophie zu studieren. Später hat sie den Bachelor in Soziologie erworben und zog danach mit ihrer Familie in die Schweiz um. Hier entdeckte sie die Soziale Arbeit. Heute ist sie im Masterstudium an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW. Vieles Reisen haben sie

dazu gebracht, dass sie sich immer dort zu Hause fühlt, wo sie tragfähige Beziehungen zu anderen Menschen aufbauen kann. Unter anderem deswegen ist sie von der Wirksamkeit der Quartierarbeit, ihres bisherigen Praxisfeldes, überzeugt. Parallel ist sie immer wieder als Gastdozierende und wissenschaftliche Assistentin an ihrer Hochschule tätig. Sie will den Graben zwischen Wissenschaft und Praxis der Sozialen Arbeit überbrücken.

E-Mail:
 mariabernadetta.jastrzebska@fhnw.ch

LITERATURVERZEICHNIS

Gerber, Andrea (2023): Produktive Verunsicherung als Anlass und Möglichkeit zur Veränderung. Lehrende an Deutschschweizer Fachhochschulen im Spannungsfeld von Hochschullehre, Diversity und Intersektionalität. Eine machttheoretische Analyse, [online] <https://kurzelinks.de/eusd> [abgerufen am 07.11.2023].

Hinte, Wolfgang (2014): Wolfgang Hinte über Sozialraumorientierung, [online] <https://kurzelinks.de/do1b> [abgerufen am 07.11.2023].

Popper, Karl (2020): Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik, München und Berlin: Piper Verlag.

die erhobenen Daten detaillierter dargelegt werden, wieso die Angebote und Leistungen in der Sozialen Arbeit nötig sind, und diese Daten können in die Sozialplanung einfließen. Gerade in Zeiten von knappen finanziellen Mitteln besteht die Möglichkeit, mit solchen Zahlen und Argumenten, die die Wirkungen und den Mehrwert von sozialen Angeboten darstellen, Kürzungen in der Sozialen Arbeit zu verhindern.

Durch die stärkere Erfassung von Effekten und Wirkungen in den Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit konnten auch immer mehr Metaanalysen durchgeführt werden. Hierdurch wurde ein zentraler Wissenskörper aufgebaut, der frei zugänglich ist und eine optimale Vermittlung von leistungsberechtigten Personen in das am besten geeignete Angebot ermöglicht. Um diese fachliche Perspektive der Wirkungsorientierung weiter zu verstetigen, werden in Einrichtungen und Organisationen, aber auch zwischen Leistungserbringern und Kostenträgern regelmäßige Austauschformate im Rahmen eines Fachcontrollings durchgeführt.

einer wirkungsorientierten Arbeitsweise können Angebote und Leistungen regelmäßig reflektiert und weiterentwickelt werden. Aber auch im Hinblick auf knapper werdende finanzielle Mittel bei Bund, Bundesländern und Kommunen wird es zukünftig wichtiger werden, über die Wirkungen und Wirksamkeit der eigenen Arbeit sprachfähiger zu werden und diese mit Zahlen und Daten darstellen zu können.



Sebastian Ottmann (39) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Praxisforschung und Evaluation der Evangelischen Hochschule Nürnberg und leitet dort das Kompetenzzentrum Wirkungsorientierung in der Sozialen Arbeit.

12. Wie gelingt der Paradigmenwechsel zur Wirkungsorientierung?

SEBASTIAN OTTMANN: In 25 Jahren wird in den Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit das Leitprinzip der Wirkungsorientierung fest etabliert sein. Die Arbeit konsequent auf die zu erzielenden Wirkungen bei der Zielgruppe auszurichten, wird als zentral angesehen. Hierbei werden bereits bei der Konzeption von neuen Angeboten und Leistungen Wirkannahmen formuliert und Wirkmodelle erstellt. In den Leistungsangeboten gibt es fest implementierte wirkungsorientierte Monitoringsysteme, mit denen die Effekte bei den Klient*innen regelmäßig erfasst werden. Die Ergebnisse fließen in die fachliche Arbeit ein. Fachkräfte können beispielsweise über Dashboards auf die Ergebnisse jederzeit zugreifen und so Angebote und Interventionen noch passgenauer planen und umsetzen. Aber auch gegenüber der Politik und den Kostenträgern kann durch

Doch was braucht es, damit diese Utopie Realität wird? In den nächsten Jahren einen noch stärkeren Blick auf die Wirkungen der Sozialen Arbeit. Hierbei wird es zentral sein, dass sich Organisationen, Träger und Verbände auf den Weg machen – idealerweise gemeinsam. Ein erster Schritt ist hier sicherlich die Entwicklung von Wirkmodellen. Hierbei könnte vor allem die Erarbeitung von generalisierten Ankerwirkmodellen für Leistungen und Angebote eine zentrale Rolle spielen. Diese könnten dann von Organisationen vor Ort angepasst und gegebenenfalls erweitert werden und bieten somit einen einfachen ersten Einstieg in die Thematik. In den nächsten Jahren müssen aber auch Erhebungsinstrumente entwickelt werden, die im Rahmen eines wirkungsorientierten Monitorings eingesetzt werden können. Diese haben zum Ziel Effekte, also Veränderungen und Stabilisierungen bei den Klient*innen zu erfassen. Sich auf diesen Weg zu begeben, lohnt sich vor allem aus einer fachlichen Perspektive. Mithilfe

13. Was habe ich 2049 mit dem DBSH erreicht?

ANNE KLOTZ: Wenn ich meine bisherigen fünf Jahre zum Engagement im DBSH Revue passieren lasse, ist schon unglaublich viel passiert. Vieles, was von außen nicht sichtbar ist: Der DBSH musste strukturell zukunftsfähig gemacht werden. Das ist noch nicht am Ende, aber auf einem guten Weg. Im Jahr 2049 sind die meisten Sozialarbeitenden Mitglied im DBSH, erkennen die Wichtigkeit von Gewerkschaften und Organisation. Wir haben eine größere Geschäftsstelle und so viele hauptamtliche Mitarbeitende, dass das Ehrenamt nicht mehr alles an Ressourcen raubt, die wir haben. Wir machen eine gute, moderne Öffentlichkeitsarbeit, was auch bedeutet, sich an neuen Medien zu orientieren: schnell handeln, auf aktuelle Trends aufspringen, offenbleiben, denn die Welt verändert sich dann bestimmt noch schneller als jetzt eh schon.

Wenn ich mir meine jetzige Rolle im Jahr 2049 vorstelle – also die der ersten Sprecherin des Jungen DBSH – dann präsentiert diese Vertreterin gerade in einem Gremium den Geschäftsbericht der „Jugend“. Dieses Gremium hat eine wertschätzende Sitzungskultur etabliert, es wird auf Redelisten und gewaltfreie Kommunikation geachtet. Die Sprecherin erhält sinnvolle, gut formulierte inhaltliche Kritik – und keine emotionalen Reden, die mehr mit Kämpfen zu tun haben, die irgendwann einmal in diesem Gremium existiert haben. So beendet sie ihren Vortrag mit dem guten Gefühl, dass sich ihr Engagement lohnt, weil sie Unterstützung von den wichtigsten Gremien bekommt.

2049 existieren im DBSH keine Machtkämpfe. Wir beschäftigen uns nicht mehr mit „uns selbst“, sondern mit dem, was in der Praxis der Sozialen Arbeit geschieht, und wir verändern diese. Das können wir, weil unsere Struktur, Gremien und unser Selbstverständnis so klar sind, dass schnelles und aktives Einschreiten in die Praxis möglich ist. Wir haben in jedem Land eine Ansprechperson und einen Landesvorstand, da die Mitarbeit Spaß macht und allen mehr gibt als nimmt. Der DBSH ist in allen für die Soziale Arbeit wichtigen politischen Gremien auf Bundes-, Landes- und Kommunalebene vertreten. Wir haben bei jeder Wahl genug Nachwuchs-Ehrenamtliche.

Und dann würde ich gehen, das Amt abgeben, denn ich wüsste, eine neue Person würde „nur“ professionspolitische und inhaltliche Kämpfe führen müssen, für die sie sich hat wählen lassen, und keine Struktur- und Machtkämpfe. Ich würde von der Ferne aus weiter beobachten, was dann die „neue“ Generation alles vorantreibt im DBSH, und zurückblicken mit dem Gedanken, dass wir irgendwann einmal mit den Grundstein dafür gelegt haben, was die neuen Engagierten nun tun können.



Anne Klotz (26) arbeitet bei einem Bildungsträger mit arbeitssuchenden Menschen. Als Mitglied des Bundesleitungsteams des Jungen DBSH ist sie seit 2022 im geschäftsführenden Vorstand des DBSH vertreten.

14. Welchen Charakter hat die Wissenschaft Sozialer Arbeit, wenn Künstliche Intelligenz selbstverständlich dazugehört?

DIETER RÖH: 2049 wird das Studium, die Lehre und auch die Forschung Sozialer Arbeit deutlich virtueller und digitaler sein als heute. Ob wir dann noch an Rechnern sitzen oder schon mit Virtual Reality arbeiten, sei dahingestellt. Aber wir werden KI zum Wissensgewinn und für einfachere Beratungstätigkeiten nutzen und einen praktischen Umgang gefunden haben, sodass unser Denken kreativ und unser Handeln empathisch bleibt. Im Studium formen wir die Kompetenz, als Sozialarbeiter*in ein Leben lang nach Antworten zu suchen und sie nicht einfach als „Suchergebnis“ finden zu wollen. Wir wissen um die Grenzen von Chatprogrammen und anderen Tools, deren Wissen exponentiell wächst. Wir passen auf, dass wir Menschen das noch nachvollziehen können und der technologischen Entwicklung nicht hinterherhinken – denn ohne unser Zutun entwickelt diese Technologie sich nicht partizipativ, sondern marktgesteuert fort. Auf die Anfänge der KI blicken wir so zurück wie heute auf die ersten Wikipedia-Einträge und das Googeln. Besonders in der Hochschullehre steuern wir dagegen, damit die Auseinandersetzung mit komplexen Themen und Theorien nicht

verflacht, weil ein KI-Tool verlockend einfach Antworten ausspucken kann, die in die eigenen Deutungsmuster passen.

Ich will nicht sagen, dass Sozialarbeiter*innen in 25 Jahren kritischer geworden sind als heute. Aber ihr kritisches Bewusstsein wird umso stärker gebraucht, je schneller die Welt sich dreht. Ich habe vor zwei Jahren zum ersten Mal eine Art Widerstand erlebt, weil ich dachte: „Die Auseinandersetzung mit KI ist mir zu viel, darum sollen sich Jüngere kümmern.“ Dann merkte ich, dass das nicht geht. Die Digitalisierung entwickelt sich so schnell, dass wir alle dranbleiben müssen; nur weil ich Mitte der 2030er-Jahre in den Ruhestand gehe, kann ich mich jetzt noch nicht ausklinken. Also untersuche ich aktuell das erste Mal mit Studierenden, wie wir Chat-GPT u. a. in Studium und Lehre gut einsetzen können. So wie ich selbst zuerst eine Ablehnung spürte, musste ich auch die Tutor*innen überzeugen, die das Seminar begleiten. Sie sagten: „Ich kenne mich damit zu wenig aus, um Studierende zu begleiten.“ Und: „Ist es sinnvoll, den Einsatz von Chat-GPT im Studium zu verstärken?“ Aber auch: „Ich konnte bis jetzt nichts daraus ziehen und wäre froh gewesen, ich hätte mich schon im Studium damit auseinandergesetzt.“ Auch bei den Studierenden erlebe ich weniger freudige Erwartung, sondern eher Skepsis und kritisches Hinterfragen. Tatsächlich kommt der Impuls, KI im Studium Sozialer Arbeit zu untersuchen, von meinen Hochschulkolleg*innen und mir, die sehen: „Das Thema ist ohnehin in der Welt, wir brauchen jetzt einen Umgang damit.“

2049 entwickeln Theoretiker*innen vermutlich mit KI-Tools Theorien im Sinne einer Ko-Autorenschaft, bei der sie ihre eigenen Gedanken eingeben und sich inspirieren lassen, was dort an Inspirationen, Assoziationen, Hinweisen etc. kommt. Vielleicht wird Theorie komplexer oder auf andere Weise anders sein – auch wenn ich mir jetzt noch nicht vorstellen kann, wie und ob das qualitativ einen Unterschied macht. Unsere Theoriedebatte in Deutschland ist heute oft noch stark von dem losgelöst, was international oder englischsprachig diskutiert wird. Das könnte 2049 anders sein, weil wir uns den Forschungsstand viel schneller erschließen können. So bin ich überzeugt, dass KI eine Arbeiterleichterung sein und

der Praxis helfen wird, den Umgang mit sozialen Problemen zu verbessern. Angenommen, ich recherchiere zu einer bestimmten Fragestellung, kann ich mir anhand weniger Parameter den international aktuellen Stand der Evidenz und Erkenntnis zusammenstellen lassen und damit feine Konzepte und Programme entwickeln, die mit hoher Wahrscheinlichkeit wirksam sind. Die wesentliche Aufgabe ist, das Wissen der Künstlichen Intelligenz nachzuvollziehen, zu prüfen und aus verschiedenen Perspektiven heraus zu beleuchten. Partizipationsforschung könnte 2049 einfacher sein, weil KI jetzt schon komplexe Gedanken und schwierige Wortkonstruktionen vereinfacht und in andere Sprachen übersetzt. Es könnte auch sein, dass wir quantitativ weniger Soziale Arbeit brauchen, weil wir manche Probleme dann gesellschaftlich mithilfe der Technologie gelöst haben. Einfache Beratungsfragen kann die KI uns abnehmen. Komplexe psychosoziale Probleme und Fragen der Lebensführung werden wir aber weiter persönlich bearbeiten: „Ich habe Schulden, eine Traumatisierung erlebt, die Schule nicht abschließen können, bin jetzt in einer Wohnung allein – wie gehe ich damit um?“ Solange Menschen mit Gesellschaften interagieren, wird es immer solche Lebensführungsprobleme und soziale Ungerechtigkeiten geben, und sie bleiben Aufgabe der Sozialen Arbeit, ob mit KI oder ohne.



Prof. Dr. Dieter Röh (52) ist Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA) und Professor für Sozialarbeitswissenschaften an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg. Aktuell forscht er zu Netzwerken und Kooperation in der beruflichen Rehabilitation und einem Modellprogramm zur Bewusstseinsbildung in Unternehmen zur Inklusion von Menschen mit Behinderungen.

E-Mail: dieter.roeh@haw-hamburg.de

15. Gibt es 2049 algorithmische Prognoseautomaten im Jugendamt?

DANIEL TELKMANN: Reden wir über das Jahr 2049 und orakeln über die Position und fachliche Ausrichtung der Sozialen Arbeit. Nicht wenige assoziieren reflexhaft Künstliche Intelligenz als bedeutenden Einflussfaktor, der die Profession in Zukunft verändern, wenn nicht sogar auf den Kopf stellen wird. Vielleicht zu Recht. Einen ersten Vorgeschmack auf das, was in 25 Jahren verbreitet eintreten könnte, erhalten wir bereits aus Virginia Eubanks' „Automating Inequality“ (2019), wo sie das US-amerikanische Allegheny Family Screening Tool (AFST) kritisch unter die Lupe nimmt. Beim AFST handelt es sich zunächst um ein auf Künstlicher Intelligenz respektive maschinellem Lernen beruhendes Prognoseinstrument, das potenzielle Kindeswohlgefährdungen vorherzusagen vermag. Die Leistungsfähigkeit des AFST ist, wie Eubanks allerdings bilanziert, nach objektiven Gesichtspunkten nur mäßig zufriedenstellend. Die Vorhersagequalität der Algorithmen hält sich folglich (noch) auf bescheidenem Niveau. Zu einem ähnlich ernüchternden Resultat kommt ein Jahr später auch das Forschungsprojekt „Machine learning in children's services: does it work?“ der Organisation „What Works for Children's Social Care“ aus England bei einem eigenen Experiment. Zusammenfassend attestiert das Forscherteam den Techniken des Maschinellen Lernens in der Kinder- und Jugendhilfe eine dürftige Vorhersageleistung (Clayton et al. 2020).

Dennoch entfaltet sich hier womöglich eine neue Maxime, die maßgebend für die zukünftige Ausgestaltung Sozialer Arbeit sein könnte: Präemption. Ein vorbeugendes Prinzip, das in Abgrenzung zur Prävention davon ausgeht, dass Menschen berechenbar sind und dass Soziale Arbeit im Hinblick auf ihre Zukunft eingreifen sollte, um das mit an großer Sicherheit grenzende Fatum (in diesem Fall eine Kindeswohlgefährdung) abzuwenden. Die funktionale Neuausrichtung Sozialer Arbeit hin zur Präemption mit ihrem prädiktiven Charakter hat freilich aber wenig noch übrig mit dem Postulat

einer helfenden Profession, die sich für die Stärkung der Autonomie und Selbstbestimmung von Minderheiten und Marginalisierten einsetzen sollte, statt sie zu kontrollieren und zu überwachen. Die Absicht, unter Zuhilfenahme von prädiktiven Risikomodellen Kindeswohlgefährdungen in Bruchteilen von Sekunden vorhersagen zu wollen und damit den Kinderschutz per Mausclick zu optimieren, grenzt daher gewissermaßen an Hybris.

Algorithmische Prädiktion ist in den Augen ihrer Proponenten ein Gewinn für alle Beteiligten. Sie unterbinde Probleme bereits zu einem Zeitpunkt, noch bevor sie sich überhaupt als solche heranzubilden bzw. konkret werden. Sie benötige hierfür keinen Rückgriff auf langwierige wissenschaftliche Verfahren und Theorien und stelle in Aussicht, Kosten zu sparen (z. B. bei sozialpolitischen Maßnahmen). In summa scheint es geradezu widersinnig, algorithmische Prädiktion für die Soziale Arbeit nicht in Anspruch nehmen zu wollen. Sie passt sich daher in eine Rechtfertigungslogik ein, die Evgeny Morozov in „Smarte neue Welt“ (2013) als Solutionismus bezeichnet hat. Ein schamlos abwertender Begriff, der für eine einseitige und kurzsichtige Fixierung auf Lösungen steht, die „sexy, monumental und borniert“ daherkommen, wie Morozov (2013, S. 26) süffisant bemerkt. Ein leitendes Motiv für die Zukunft der Sozialen Arbeit wird es sicherlich sein, ob sie solchen solutionistischen Heilsversprechen einen Riegel vorschieben und aktiv ihr eigenes Verständnis als Profession gestalten kann.





Daniel Telkmann (42) ist Lehrbeauftragter an der Hochschule Bremen und Sozialarbeiter im Jugendamt

LITERATURVERZEICHNIS

Clayton, Vicky/Sanders, Michael/Schoenwald, Eva/Surkis, Lee/Gibbons, Daniel (2020): Machine Learning in Children's Services: Does it work? Summary Report. What Works Centre for Children & Families, London.

Eubanks, Virginia (2019): Automating inequality. How high-tech tools profile, police, and punish the poor. New York: Picador St. Martin's Press.

Morozov, Evgeny (2013): Smarte neue Welt. Digitale Technik und die Freiheit des Menschen. München: Karl Blessing Verlag.

fragten sich systematisch: „Wie können wir von dem, was funktioniert, mehr tun und wie können wir Überflüssiges oder Dysfunktionales weglassen?“

2049 nutzen Behörden, Organisationen und Führungskräfte dieses Meta-Prinzip täglich: Sie ermutigen kunstfertig Familien, auf das zu achten, was funktioniert, und sie achten selbst auch auf das Gelingende in ihrer Arbeit. Organisationen und Führungskräfte tun es ihnen gleich, bezogen auf das Führungshandeln und die organisationalen Rahmenbedingungen.

2049 pflegen die Fachkräfte den Umgang mit Ambivalenzen: Sie achten einerseits darauf, was in den Familien nicht funktioniert und den Kindern schadet oder in der Zukunft schaden könnte, andererseits achten sie ab der ersten Sekunde des Kontakts oder einer etwaigen Gefährdungsmeldung mit großem Nachdruck und immer wieder systematisch darauf, was in der Familie funktioniert: Wer tut in dieser Familie konkret was, um dem betroffenen Kind oder Jugendlichen Sicherheit, Schutz und gute Aufwuchsbedingungen mit Liebe und Verbundenheit zu bieten. Von Anfang an arbeiten sie systematisch daran, den Bezugsrahmen aller relevanten Akteur*innen (auch der Jugendhilfe) miteinzubeziehen, die Familienmitglieder zu stärken, aktiv und selbstwirksam ihren Eigenwillen zu entwickeln, ihm zu folgen und diesen Eigenwillen dafür zu verwenden, ihren Kindern ein gutes Leben und ein gutes Aufwachsen zu ermöglichen. Dabei sind die Professionellen nicht naiv. Sie wissen, welchen Schaden Familienmitglieder manchmal ihren Kindern zufügen können. Auch in Fällen, wo wichtige Mitglieder der Kernfamilie große Schwierigkeiten haben, die Kinder zu schützen, oder sie sogar schädigen (in besonderen Fällen sogar mehr oder weniger intentional), sind die Profis kunstfertig darin, die Familie zu unterstützen, familiäre Ressourcen zu mobilisieren und ein unterstützendes Netzwerk aufzubauen, um das Kind oder den Jugendlichen zu schützen und ihn oder sie liebevoll in seiner oder ihrer Entwicklung zu begleiten und zu fördern.

Wie ist diese Entwicklung, dieser Paradigmenwechsel gelungen?

Das Team in Milwaukee stellte bereits in den 1980er-Jahren fest, dass es einer erheblichen Disziplin und Kunstfertigkeit bedarf, diese einfachen Prinzipien zu pflegen. Ganz im Sinne des polnischen Erkenntnis- und Wissenschaftstheoretikers Ludwik Fleck braucht es ein „Denkkollektiv“, um diesen „Denkstil“ zu leben und zu pflegen. Dinge, die nicht funktionieren, haben eine starke hypnotische, ja geradezu faszinierende Wirkung und es ist eine ganz normale menschliche Eigenschaft, Hypothesen und Annahmen von Wirkungs- und Ursachenzusammenhängen zu phantasieren und in der Folge immer weiter und intensiver den Fokus auf das Dysfunktionale zu richten, statt sich dem Funktionierenden zuzuwenden.

Schon zu Beginn des 21. Jahrhunderts gab es neben dem lösungsfokussierten Ansatz eine Fülle von Praxismodellen und Operationalisierungen, die diesen Prinzipien folgten wie z. B. Signs of Safety, das SEN-Modell, SOP, Partnering for Safety oder Parallelentwicklungen wie Marte Meo und Luc Isebaerts gesundheitsorientiertes Modell, um nur einige der Modelle zu nennen, die mit Ambivalenzen und dem Verhältnis von Wissen und Nichtwissen kunstfertig umgehen. Die Fachkräfte nutzen 2049 Weiterentwicklungen dieser Praxismodelle, neue Entwicklungen sowie wirkmächtige und bewährte Strategien und Instrumente aus der Sozialen Arbeit, die zu Selbstwirksamkeitserfahrungen der Adressat*innen führen.

16. Wie gehen Sozialarbeiter*innen 2049 mit Ambivalenzen und Nichtwissen um?

MARIANNE ROESSLER UND WOLFGANG GAIWINKLER: Im Jahr 2049 sind in der Kinder- und Jugendhilfe die Fachkräfte der Sozialen Arbeit und die Führungskräfte stolz auf ihre Arbeit und stolz darauf, was Familien gemeinsam mit unterstützenden Personen aus ihren Netzwerken unter oft schwierigen Umständen erreichen. Im Unterschied zu den frühen 2020er-Jahren ist nun der Mehrheit der Fachkräfte und der Führungskräfte klar, dass sie selbst auf einer reichen Goldmine sitzen, die sie täglich mit den Familien heben können. Diese Goldmine wurde schon in den 1980er-Jahren unter anderem von einem Team von Sozialarbeiter*innen in Milwaukee rund um Steve de Shazer, Insoo Kim Berg und Eve Lipchik entdeckt und hat sich langsam und stetig in der professionellen Praxis durchgesetzt: Das Team in Milwaukee nannte ihren Zugang „Lösungsfokussierte Kurzzeittherapie“. Sie



Marianne Roessler und Wolfgang Gaiswinkler, Netzwerk OST, Institut für Lösungsfokussierte Praxis, Spezialisierung: Kinder- und Jugendhilfe

Es war ein agiler Entwicklungsprozess, der einen langen Atem brauchte und nicht abgeschlossen ist. Es setzte sich der Leitsatz durch: „Wir behandeln die Adressat*innen so, wie auch wir gerne behandelt werden wollten, wenn wir mit der Kinder- und Jugendhilfe zu tun hätten.“

Der Paradigmenwechsel hat sich durchgesetzt, weil die Beteiligten gemerkt haben, dass dieses Vorgehen die Wirkung ihrer professionellen Arbeit deutlich verbessert hat. Auch weil sie gemerkt haben, dass ihre Arbeit dadurch leichter wurde und die Familien Erfolge feiern konnten.

Fazit:

2049 gibt es einen regen Austausch unter den Praktiker*innen über wirkmächtige Techniken und Methoden, über die kunstfertige Kombination von Nichtwissen und Wissen und den Umgang mit der Ambivalenz von Kontrolle und Kooperation. Der wissenschaftliche und Theoriediskurs steht in einem dialogischen Austausch auf Augenhöhe mit der Praxisforschung und Praxisentwicklung.

LITERATURVERZEICHNIS

unter diesem Link: <http://www.netzwerk-ost.at/Literatur-Ambivalenzen-2049.html>

17. Hat sich Peer-Beratung 2049 etabliert und wo?

JANA DEMLER: Ich denke, Peer-Beratung wird sich schon in den kommenden Jahren mehr und mehr in den unterschiedlichen Bereichen der Sozialen Arbeit etablieren, besonders jedoch im psychiatrischen Kontext. Es wird zunehmend erkannt, wie wichtig die Perspektive und eigene Erfahrungen von Betroffenen sind, um Partizipation wirklich zu leben, gute und wirksamere Leistungen anzubieten und die Bedarfe der Nutzer*innen verschiedener Angebote abzudecken und gemeinsam weiterzuentwickeln. Die Hemmschwelle, sich mit anderen auszutauschen, die ähnlich (schwere) Phasen durchlebt haben wie man selbst – frei nach dem Motto „Du weißt, wie es sich anfühlt ...“ –, ist für viele Menschen geringer. Das bietet enorme Chancen, Betroffene zu beraten und niedrigschwellige Angebote zu initiieren sowie die Selbstwirksamkeit zu stärken.

Umso mehr freut es mich, dass es jetzt schon Projekte wie z. B. „OBEON“ (Orientierungshilfe und Beratung Online in seelischen Belastungssituationen) des Dachverbandes Gemeindepsychiatrie e. V. gibt und wir dort mitwirken. Hier werden der dialogische Ansatz sowie digitale Beratung schon heute aufgegriffen und es wird Beratung nicht nur von professionellen Fachkräften angeboten, sondern auch von Angehörigen und Betroffenen, was ich als sehr bereichernd für die Perspektiven aller Beteiligten wahrnehme. Ich denke (und hoffe), dass Peer-Beratung sich bis 2049 selbstverständlich in die Profession der Sozialen Arbeit einfügen wird und als integraler Bestandteil von Behandlungsangeboten gilt.



Jana Demler (32) ist Referentin der Geschäftsführung bei der „Bremer Werkgemeinschaft gGmbH“ und studierte Sozialarbeiterin.

18. Wie überwinden soziale, kulturelle und sprachliche Barrieren? Krisendienste 2049

BERTHOLD DIETZ: 2049: Erstkontakt in einer universellen Beratungsstelle. Spezialisierte Beratungsstellen für Jugendliche mit Suizidgedanken oder für Menschen mit Suchtproblemen oder für Angehörige von Pflegebedürftigen gibt es nicht mehr.

Nach der alten Idee des *front office* aus den 1990er-Jahren gibt es eine KI-unterstützte Beratungsstelle, die anhand mimischer Expression und Stimmmodulation beim Erstkontakt und der Schilderung, warum er/sie/ div eine Beratung aufsucht, eine Vorauswahl trifft, mit der der/ die/ div Klient*in zielsicherer zu einer spezialisierten Fachkraft weitergeleitet werden kann. Die KI trifft dabei eine Vorentscheidung hinsichtlich der Priorisierung/ Dringlichkeit und der fachlichen Zuordnung. In ganz dringlichen Fällen kann unmittelbar und in Echtzeit eine virtuelle Umgebung geschaffen werden, mittels derer der/ die/ div Klient*in in akuten bzw. emotionalen Ausnahmesituationen aufgefangen und ggf. Eigen- und/ oder Fremdgefährdung verhindert werden kann.

Die Technik wurde dabei über Jahre der Entwicklung interdisziplinär zusammen mit Notärzt*innen, Polizist*innen und Psychiater*innen in der Praxis erprobt und präzisiert. Dieser Erstkontakt unterstützt komplexere Anamnesen und verkürzt Interventions- und Reaktionszeiten. Insbesondere bei von Gewalt bedrohten Menschen und bei emotional/ traumatisch Destabilisierten hat man sehr gute Erfahrungen gemacht.

Nach etlichen kleineren „Diagnose“-Fehlern läuft die KI sicher auf jedem Smartphone. Sozialarbeiter*innen und andere Fachkräfte sind also rund um die Uhr zu erreichen. Die KI übersetzt dabei auch automatisch von anderen Sprachen und beherrscht ziel-sicher arabische und mittelafrikanische Dialekte, da die Migrationsbewegungen aus den von der Klimakatastrophe betroffenen Gebieten bislang vor allem an der Verfügbarkeit entsprechend qualifizierter Dolmetscher*innen scheiterte.

19. 2049 tragen neue Technologien wie Künstliche Intelligenz und virtuelle Realität dazu bei, Empathie in der Sozialen Arbeit zu fördern und den sozialen Kontakt zu verbessern. Was ist ein guter Weg dahin?

■ **FORUM sozial:** *Herr Schwertel, wie können ethische Grundsätze und Menschenwürde mitbedacht werden, wenn wir KI-Technologien in die Soziale Arbeit integrieren?*

MICHAEL SCHWERTEL: KI-Systeme spiegeln die Daten wider, die wir ihnen zur Verfügung stellen. Wenn diese Daten von Vorurteilen und Diskriminierung geprägt sind, wird auch die KI diese Muster reproduzieren. Daher ist es unerlässlich, dass wir als Gesellschaft – und insbesondere in und mit der Sozialen Arbeit – aktiv gegen solche Tendenzen vorgehen und für Gerechtigkeit und Gleichbehandlung eintreten. Die Soziale Arbeit sollte aus meiner Sicht eine führende Rolle dabei spielen, die Technologieentwicklung zu überwachen und sicherzustellen, dass KI-Systeme im Einklang mit den Menschenrechten und der Menschenwürde stehen. Dafür braucht es in der Sozialen Arbeit eine starke Medienkompetenz, um zwischen menschlichen und KI-gesteuerten Interaktionen unterscheiden zu können.

Es geht darum, die KI als Instrument zu nutzen, das die menschliche Arbeit unterstützt, ohne sie zu ersetzen. Es ist entscheidend, dass wir KI-Systeme entwickeln und einsetzen, die die menschliche Würde respektieren und die Rechte und die Privatsphäre des Einzelnen schützen. Dafür müssen Daten anonymisiert und verschlüsselt werden. Die Soziale Arbeit kann durch die Entwicklung von Normen und die Mitgestaltung von KI-Systemen dazu beitragen, dass

diese Technologien den Menschen dienen und nicht umgekehrt. Es ist wichtig, dass Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter in die Entwicklung von KI einbezogen werden, damit die Technologie menschenzentriert bleibt und ethische Standards eingehalten werden.

■ *Welche ethischen Prinzipien und Qualitätskontrollen sind aus Ihrer Sicht zentral?*

SCHWERTEL: Erstens sicherzustellen, dass KI-Technologien nicht diskriminieren, bestimmte Gruppen benachteiligen oder einzelnen Personen unverhältnismäßige Vorteile verschaffen. Zweitens ist Transparenz in den Daten und Entscheidungsprozessen der KI ein wesentliches Prinzip: Wir müssen verstehen können, wie KI-Entscheidungen zustande kommen, um sicherzustellen, dass sie fair und nachvollziehbar sind. Ein Beispiel ist die Schufa, bei der oft unklar ist, wie die Algorithmen zu ihren Entscheidungen kommen. Wenn wir uns auf die Entscheidungen von KI verlassen, müssen wir hinter diese Entscheidungen blicken und verstehen können, wie sie getroffen wurden. Es gilt, zwischen menschlichen und KI-gesteuerten Interaktionen zu unterscheiden. Und drittens ist wichtig, KI-Systeme so zu gestalten, dass Daten anonymisiert und verschlüsselt werden, um Vertraulichkeit und Schutz zu gewährleisten.

■ *Kann die KI selbst auch dazu beitragen, die Privatsphäre und die Daten der Nutzer*innen zu schützen?*

Schwertel: In der Ära der KI sind Daten unglaublich wertvoll geworden und ihre Sicherheit ist von höchster Bedeutung. KI kann hier einen wesentlichen Beitrag leisten, indem sie durch fortschrittliche Verschlüsselungstechniken die Daten so anonymisiert, dass sensible Informationen – wie Gesundheitsdaten oder Angaben zu sozialen Verhältnissen – keine Rückschlüsse auf die betroffenen Personen zulassen. Diese Verschlüsselungsmechanismen müssen einerseits robust genug sein, um nicht von Unbefugten entschlüsselt zu werden, und gleichzeitig brauchen wir ein Gleichgewicht zwischen der Weiterentwicklung von KI und

den menschlichen Fähigkeiten zu ihrer Entschlüsselung. Wir müssen also einen ständigen Dialog zwischen den Entwicklern von KI, Sozialarbeiter*innen und den Nutzer*innen von KI führen. Nur so können wir sicherstellen, dass die Technologie unsere ethischen Grundsätze widerspiegelt und die Würde der Menschen, die wir unterstützen, schützt. Es ist eine gemeinsame Anstrengung, die Transparenz, Verantwortlichkeit und eine starke ethische Ausrichtung erfordert.

■ *Wie können wir sicherstellen, dass KI-Technologien in der Sozialen Arbeit mit Selbstbestimmung und dem Recht auf ein gutes Leben aller im Einklang steht?*

SCHWERTEL: Angesichts der rasanten Entwicklung von KI müssen wir uns schnell damit auseinandersetzen, wie wir in Zukunft Lösungen finden und einen Diskurs führen. Um proaktiv zu handeln und der technologischen Entwicklung nicht hinterherzulaufen, sollten wir Utopien darüber entwickeln, wie wir leben möchten – und KI-Tools entsprechend gestalten. Zum Beispiel um Arbeiten, die wir als weniger wichtig erachten, zu minimieren. In der Sozialen Arbeit könnte das heißen, dass Bürokratie und Verwaltungsaufgaben durch KI erledigt werden, damit Sozialarbeiter*innen mehr Zeit mit Menschen verbringen können.

■ *Es ist schwer absehbar, was in fünf Jahren sein wird, geschweige denn in zehn. Die Geschwindigkeit, mit der sich KI entwickelt, ist enorm und nicht vorhersehbar. Deshalb brauchen wir adaptive und dynamische Strategien, um mit den unvermeidlichen Überraschungen Schritt zu halten, klare politische Richtlinien und gesetzliche Rahmenbedingungen, die sowohl die Potenziale als auch die Grenzen der Technologie berücksichtigen und sicherstellen, dass sie im Dienste des Menschen steht.*

SCHWERTEL: Wenn wir davon ausgehen, dass KI im Jahr 2049 in der Sozialen Arbeit eine zentrale Rolle spielt, müssen wir uns auf politische, gesetzliche und institutionelle Veränderungen konzentrieren und eine Flexibilität in unseren Systemen schaffen, die es ermöglicht, schnell auf die sich wandelnden Bedürfnisse der Gesellschaft zu reagieren. Die Soziale Arbeit wird zunehmend

als ein entscheidender Bereich erkannt, der nicht nur auf die technologischen Möglichkeiten reagiert, sondern aktiv ein politisches Mandat ausfüllt, das die Bedürfnisse der Gesellschaft widerspiegelt. Das erfordert eine enge Zusammenarbeit zwischen Sozialer Arbeit, Technologie, Politik und der Zivilgesellschaft.

Wie kann KI in der Sozialen Arbeit eingesetzt werden, um die Partizipation von Menschen zu fördern?

SCHWERTEL: Ich würde sagen, eher indirekt: KI kann es Sozialarbeiter*innen ermöglichen, ihre Klient*innen dort abzuholen, wo sie stehen, und sie auf ihrem Weg zu unterstützen. In der Sozialen Arbeit eröffnet Künstliche Intelligenz innovative Wege, um die Dienstleistungen für die Gemeinschaft zu verbessern. Durch den Einsatz von KI-gestützten Tools wie Früherkennungssystemen und Selbsthilfe-Plattformen können wir die Unterstützung für Individuen personalisieren und optimieren. KI-Technologien wie Chatbots bieten eine niedrigschwellige, sofort verfügbare Kontaktmöglichkeit, die Menschen dabei unterstützen kann, den ersten Schritt in Richtung Hilfe und Beratung zu machen.

Es ist jedoch von entscheidender Bedeutung, dass wir die Digitalisierung als eine Erweiterung der menschlichen Komponente in der Sozialen Arbeit verstehen. Die Technologie darf niemals die menschliche Wärme und das Verständnis ersetzen, die für die Unterstützung von Menschen unerlässlich sind. Stattdessen sollte KI als ein Werkzeug gesehen werden, das Sozialarbeitern hilft, ihre Zeit und Ressourcen effektiver zu



nutzen, sodass sie sich mehr auf die persönliche Interaktion und den Aufbau von Beziehungen konzentrieren können. Die wahre Stärke der KI in der Sozialen Arbeit liegt darin, den Fachkräften zu ermöglichen, „mehr Mensch zu sein“ – indem sie administrative Lasten verringert und es ermöglicht, sich auf das zu konzentrieren, was wirklich zählt: die Menschen und ihre Bedürfnisse.

■ *Welche konkreten Anwendungen oder Technologien könnten dabei eine Rolle spielen?*

SCHWERTEL: KI-gestützte Früherkennungs- und Selbsthilfetools wie Chatbots und virtuelle Charaktere könnten Menschen erste Hilfestellungen bieten und als Brücke zu weiterführender Unterstützung dienen. Die KI hat auch das Potenzial, repetitive und administrative Aufgaben zu übernehmen, Gesetzestexte und Regelwerke zu durchforschen. Das könnte Sozialarbeiter*innen helfen, schneller und effektiver zu arbeiten, sich mehr auf ihre Klient*innen zu konzentrieren und ihnen individuellere Unterstützung zu bieten.

Künstliche Intelligenz bietet die Möglichkeit, Bildungszugänge zu erweitern und Lernprozesse durch Assistenzsysteme wie Lernassistenten zu unterstützen. Sozialarbeiter*innen können durch ihre Arbeit Medienkompetenz vermitteln und Menschen dabei unterstützen, mit dem schnellen Wandel

Schritt zu halten. Um sicherzustellen, dass alle Menschen in der digitalen Welt ihre Rechte auf Bildung und Teilhabe wahrnehmen können, müssen wir eine umfassende Demokratisierung der Bildung anstreben. Die Soziale Arbeit kann in dem gesamten Prozess eine Schlüsselrolle einnehmen, indem sie als ausgleichendes Gewicht fungiert, das den Menschen in den Mittelpunkt stellt.

Das Gespräch initiierte und führte **Nahren Youssef**, Studentin der Sozialen Arbeit an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen. **Michael Schwertel** ist Professor an der CBS International Business School. Durch seine Erfahrung in der Anwendung und Lehre von KI-Technologien sieht er die Notwendigkeit, technologische Entwicklungen mit ethischen Leitplanken zu rahmen. Die Soziale Arbeit ist für ihn ein entscheidender Faktor.